

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuele

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden

Wachdruck aller Kreise verboten

Nummer 9

Sonntag, den 27. Januar 1918

36. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 27. Jan. (Sonntag Septuagesima):
Christosomus; Montag, 28. Jan.: Karl der Große;
Dienstag, 29. Jan.: Franz von Sales; Mittwoch,
30. Jan.: Martina; Donnerstag, 31. Jan.: Petrus
Nolens; Freitag, 1. Febr.: Ignatius; Samstag,
2. Febr.: Lichtmess.



Sonntag Septuagesima

Evangelium des hl. Matthäus 20, 1—10.

In jener Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern folgendes Gleichnis: Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühesten Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu dingen. Als er nun mit den Arbeitern um einen Zehner für den Tag übereingekommen war, sandte er sie in seinen Weinberg. Und um die dritte Stunde ging er wieder aus und sah andere müßig auf dem Markte stehen und sprach zu ihnen: Geht auch ihr in meinen Weinberg, so werde ich euch geben, was recht ist! Und sie gingen hin. Abermal ging er aus um die sechste und neunte Stunde und machte es ebenso. Und als er um die elfte Stunde ausging, fand er wieder andere dastehen und sprach zu ihnen: Warum steht ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie antworteten ihm: Es hat uns niemand gedungen. Da sprach er zu ihnen: So geht auch ihr in meinen Weinberg! Als es nun Abend geworden, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: Laß die Arbeiter kommen und gib ihnen den Lohn, von den Letzten anfangend bis zu den Ersten. Da nun die kamen, welche um die elfte Stunde eingetreten waren, empfing ein jeder einen Zehner. Als aber auch die Ersten kamen, meinten sie, mehr zu empfangen; aber auch von ihnen erhielt jeder einen Zehner. Und da sie ihn empfingen, murmelten sie wider den Hausvater und sprachen: Diese, die Letzten, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben. Er aber antwortete einem aus ihnen und sprach: Freund, ich tue dir nicht unrecht; bist du nicht mit einem Zehner mit mir übereingekommen? Nimm, was dein ist, und geh hin; ich will aber diesem Letzten auch geben wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt, zu tun, was ich will? Ist dein Auge darum schalkhaft, weil ich gut bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein; denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

*

Jesus, der König der Leiden

Mit dem heutigen Sonntag beginnt der Ostersfestkreis. Wie aber dem großen Weihnachtsfeste eine stille ernste Vorbereitungszeit, der Advent, vorausgeht, so auch beim Ostersfeste. Das ist die Fastenzeit. Die Fastenzeit ist aber viel ernster und strenger als der Advent. Sie hat außerdem noch eine Vorfeier, eine Einleitung zur Fastenzeit, die aber nur in der hl. Messe und im Breviergebet der Priester begangen wird. Die Gläubigen brauchen in dieser Vorfeier nichts Besonderes zu leisten. Heute beginnt nun diese einleitende Vorfeier. Am Aschermittwoch ist sie beendet, dann beginnt die eigentliche Fastenzeit.

Von jeher ist die Fastenzeit in ganz besonderer Weise der Betrachtung des bitteren Leidens unseres Erlösers gewidmet. Das erklärt sich daraus, daß die letzte Fastenwoche, die Karwoche, in der kirchlichen Liturgie den Höhepunkt des Leidens Christi darstellt, die Todesangst Jesu am Gründonnerstagabend, die blutigen Wunden der Kreuzigung und die Bestattung Jesu und die entscheidende Brautzeit bei seiner Auferstehung. Oben ist der Mittelpunkt und die Grundlage unserer

Erlösung. Es gehört sich aber, daß wir das, was der Auferstehung des Herrn vorausging, Jesu Leiden und Tod, recht oft betrachten und beherzigen, damit wir immer mehr die übergroße Liebe Jesu verstehen und seine Liebe mit unserer Gegenliebe erwidern. Viele Priester folgen diesem schönen Brauche und nehmen in ihren Fastenpredigten das Leiden Christi vor. Wir wollen ebenfalls diesen christlichen Brauch aufnehmen und unseren Fastenbetrachtungen das Leiden des Herrn zu Grunde legen, so wie es im Delberge begonnen hat. Wir halten uns dabei an die Passion, wie sie im früheren Gesangbuch gestanden hat und gewiß noch in vielen Händen ist. Mit dem ersten Fastensonntag werden wir damit beginnen. Die drei einleitenden Sonntage werden wir zu Betrachtungen über das Leiden Christi im allgemeinen verwenden. Die Kirche selber scheint in den Regiebeten des heutigen Sonntags darauf hinzuweisen. Da heißt es gleich bei den ersten Worten: „Es haben Todesqualen mich umgeben, der Hölle Schmerzen mich umfassen, in meiner Not rief ich zum Herrn, und er erhörte meine Stimme aus seinem heiligen Tempel.“ Es ist, als umgaben uns plötzlich die nächtlichen Schatten des Delberges und als hörten wir bereits das Todesangstgebet des Erlösers, den die Senfter des Todes, die Schmerzen der Sünden und der Unterwelt umgeben. Das Alleluja verstummt fortan in den Webeln der Kirche, schmutzig steht der Altar da, alles deutet darauf hin: Wir beginnen die hochernste Feier des blutigen Erlösungswerkes, wenn auch diese Feier sich noch nicht ausschließlich mit der Betrachtung des Leidens Christi befaßt.

1. Wenn wir das Leiden Christi im allgemeinen betrachten wollen, betrachten wir vor allem die Person und wir fragen, wer ist es denn, der das Leiden über sich ergehen läßt? Es ist Jesus, der Sohn Marias aus Nazareth in Galiläa. Als solcher stand er eingetragen in den Geburtsregistern des Städtchens Bethlehem. Bethlehem ist ja der Geburtsort Jesu. Dort stand auch der Name Josephs, als des Vaters Jesu eingetragen. Wir wissen aber, daß das nicht richtig war. Nach außen hin galt freilich Jesus als der Sohn Josephs und Marias aus Nazareth. Aber Joseph war nur sein Pflegevater. Sein wirklicher Vater war Gott Vater im Himmel, und Jesus war der Sohn Gottes, ja Gott selber, gleichmächtig, gleich ewig und unendlich, gleich heilig wie der Vater. Er ist die zweite Person in der Gottheit und hat aus Maria, der Jungfrau, Fleisch angenommen und ist Mensch geworden, d. h. er hat einen menschlichen Leib und eine menschliche Seele angenommen. Aber die Gottheit hat er auch als Mensch nicht aufgegeben. Auch als Mensch blieb er Gott mit denselben unendlichen göttlichen Eigenschaften. Nur hat er diese Eigenschaften die meiste Zeit seines irdischen Lebens nicht hervortreten lassen. In Nazareth, wo er aufwuchs, hat er seine Gottheit so gut zu verbergen gewußt, daß kein Mensch — außer Maria und Joseph — eine Ahnung davon hatte, wer in ihrer Mitte weilte. Er galt dort allgemein als der Sohn des Zimmermanns Joseph. Warum aber hat Jesus die menschliche Gestalt und Natur angenommen? Weil nur auf diese Weise nach dem Plane der heiligsten Dreieinigkeit die Liebe Gottes zur gestallenen Menschheit auf das herrlichste sich offenbarte und zugleich den Menschen ein Vorbild gegeben wurde, wie sie das menschliche Leben einrichten und mit christlichen Tugenden zieren und sich ewigen Lohn verdienen könnten. Was er als Gott in der göttlichen Natur nicht kann, konnte er als Gottmensch und wollte er als Gottmensch

Und nun denke ein wenig darüber nach, was das heißt, Gott leidet. Er, die unendliche Allmacht, erniedrigt sich soweit und unterzieht sich den härtesten Qualen, verknüpft sich in ein Meer der Schmerzen und Bitterkeiten. Es kann keinen größeren Gegensatz geben. Die Geschichte erzählt aus früheren Jahrhunderten, daß in den damaligen Völkerkriegen Königsöhne gefangen genommen und den grausamsten entmenschten Strafen unterworfen wurden. Auch Jesus ist ein Königssohn, er ist nicht nur der Sohn eines Königs, sondern von derselben Macht und Würde wie sein königlicher Vater. Er ist der König der Könige, ewiger Gott und voll unendlicher Majestät und Kraft. Und doch eine solche Erniedrigung, eine solche Demütigung!

Es müssen hier schwerwiegende Gründe vorliegen, es muß sich um wichtige Ziele handeln, die Jesus erreichen will, wenn er in einen solchen Abgrund von Schmerz, Schmach und Hohn steigt. In der Tat ist das Ziel dieser Leiden ein Ziel, aus dem die ganze unendliche Liebe Gottes zu den Menschen herausleuchtet. Dieses gottmenschliche Leiden Jesu wollte dir das Höchste und Wertvollste erringen, nämlich deine Errettung aus schwerer Schuld, die Tilgung dieser Schuld und dann die Erhebung in den Zustand der Gottwürdigkeit und Gottähnlichkeit durch die heiligmachende Gnade, die Möglichkeit, dadurch verdienstliche gute Werke zu verrichten und dir deine ewige Seligkeit sicherzustellen. Du siehst, Jesus hatte bei seinem schmachvollen Leidenswege durchaus seine selbstsüchtigen Absichten, seine Hintergedanken. Er suchte nur die Ehre seines Vaters zu wahren und dein eigenes Glück zu fördern.

Daraus mußt du die Folgerung ziehen, daß du in den Augen Gottes viel größer einen hohen Wert darstellst. Dieser Wert beruht freilich nicht auf eigenem Verdienste, sondern einzig und allein in der Wertschätzung, die Gott von deinem ewigen Glücke hat, und die du erst verdienen sollst. Gefährde also nicht dein Seelenheil, leide deine Seele nicht freventlich einer Lebensgefahr aus, indem du sie in die Gefahr der Sünde bringst, oder ihre Lebensbedingungen erschwerst. Die Lust, in der die Seele gebeht und vorankommt, die Nahrung, die ihr bestmöglich ist, bei der sie sich erholt und gute Fortschritte macht, das ist die heilige Kommunion. Der Katechismus nennt ja die hl. Kommunion die Nahrung der Seele. So viele Klagen jetzt über die Unzulänglichkeit der Kriegsnahrung. Sie habe zu wenig Nährgehalt, der menschliche Körper müsse auf die Dauer ganz herunterkommen, wenn er nicht bald etwas kräftigeres zu essen habe. Bei manchen Menschen mag das wohl zutreffen. Aber das ist fälschlich: Wer seine Seele mit den kümmerlichen, mageren Ernährungsmitteln der Welt, als das sind Veltäre, Unterhaltung, Kunst, Reisen usw. sättigen will, ihr gar nichts zuführen will von dem, wonach die Seele hungert und dürstet, der wird bald sehen, wohin eine solche Ernährung führt. Das ist der Tod der Seele. Die Kräfte und Säfte der Seele sind bald aufgebraucht, und sobald eine schwere Anforderung an sie gestellt wird, etwa eine Beimsuchung, ein Kreuz zu tragen, eine schwere Versuchung zu überwinden, dann versagt der Organismus, und der Tod der Seele, die schwere Sünde ist da.

Und wenn du siehst, daß ein so vornehmer Herr, dein Gott und Heiland soviel um deinetwillen aussteht, dann frage herzlich Mitleid mit ihm. Bedauere deinen guten Heiland, daß er um deinetwillen soviel mitmachen will. Sage nicht: er ist doch Gott und kann sich eher in das Elend schicken. Geriss, Jesus ist Gott und kennt und lobt die Tugenden der Geduld und Ergebung.

Aber dabei bleibt doch bestehen, daß er alles Niedrige und Gemeine viel empfindlicher trägt, daß er seinen natürlichen Widerwillen hat gegen jede unwürdige Behandlung und Erniedrigung, gemäß dem Grundsatz, daß je höher jemand steht, desto schwerer von ihm Schmach und Leiden getragen wird. Das Mitleid ist aber der Anfang der Liebe. Aus diesem Mitleid mit der Not deines Jesu entspringt die Liebe, die da sagt: Mein Herr und mein Gott, wie will ich schuldig sein, daß du um meinetwillen wiederum Kränkung und Verleumdung erfährst.

2. Der Gegensatz zwischen der Person Jesu und dem, was er von seinen Feinden hat leiden müssen, wirkt um so stärker, wenn man erwägt, daß Jesus auch nicht die kleinste persönliche Schuld trug. Er war der reinste, heiligste, unschuldigste Mensch, der je gelebt hat. Auch seine grimmigsten Feinde, die ihn doch auf Schritt und Tritt beobachteten, seine Familie erforschten, um da vielleicht einen dunklen Punkt zu entdecken, fanden nicht das Geringste an ihm auszusehen. In seinem Verkehr mit seinen Aposteln, mit seinen Verwandten und Freunden, mit den Volksscharen war er die vollendetste Unantastbarkeit in seinem Wandel, in seinem Auftreten, in seinen Äußerungen. Bekannt ist ja auch Jesu Frage an seine Jünger: Wer aus euch kann mich einer Sünde überweisen? Sein ganzer Charakter strahlte die göttliche Heiligkeit und Unversehrtheit wieder. Nur nach einer Seite hin zeigte er eine Schwäche: sein Körper war dem Schmerz zugänglich. Diese körperliche Verwundbarkeit war aber im Plane der göttlichen Vorsehung vorher bestimmt und hing mit seiner Erlösertätigkeit zusammen. Also auf der einen Seite höchste Heiligkeit und Vollkommenheit, und auf der anderen Seite tiefste Schmach und eine Behandlung, wie sie auch dem größten Verbrecher nicht zugemutet wird.

Immer hat das menschliche Herz ein tiefes Mitgefühl mit einem unschuldig Verurteilten, mit einem, der unschuldig leiden muß. Die Not unserer armen Kriegsgefangenen geht uns allen nahe. Sie haben ja keine andere Schuld, als daß sie das Unglück hatten, in die Hände des Feindes zu fallen. Und allenthalben regen sich im deutschen Vaterlande mitleidige Hände, um der Not unserer gefangenen Landsleute zu steuern. Vielleicht muß sich daher doch der eine oder andere unserer gefangenen Deutschen sagen: Jetzt muß ich büßen für das, was ich früher gescheit habe. Ich will die Leiden der Kriegsgefangenschaft annehmen als Mittragung jener Schuld, die ich bei Gott verwirkt habe. Nicht so bei Jesu und seinen Leiden. Er brauchte nichts abzubüßen, nichts gut zu machen. Er ist ja die Heiligkeit selbst. Werden wir nicht auch da unser Herz von Mitleid und Erbarmen rühren lassen? — Allein was können wir tun, um das Los unseres unschuldig leidenden Jesu zu mildern? — Wir sollen alles vermeiden, was danach angetan ist, sein Leiden zu vermehren. Was Jesu Leiden vermehrt, das sind unsere Sünden. Je mehr Sünden wir also bei uns und anderen verkindern, desto weniger Sünden hat der Heiland damals vorausgesehen, und desto geringer war sein Leiden, besonders sein Seelenleiden.

Wenn der Vater krank im Bette liegt und sich vor Schmerzen windet, werden gut geartete Kinder sich bemühen, durch verdoppelte Liebe und Aufmerksamkeit das Wohlgefallen der Eltern zu finden. Es liegt in der menschlichen Natur begründet, den leidenden Personen das Los erträglicher zu machen und sie aufmerksamer zu behandeln. Nun gut, die heilige Zeit, die heute begonnen hat, zeigt uns unsern Herrn und Heiland im Zustande der größten Kümmeris, der tiefsten Schmach und Erniedrigung. Da werden wir doch in Ansehung dieser heiligen Zeit uns Mühe geben, zunächst einmal alles zu vermeiden, wovon wir wissen, daß es Jesus schmerzt und kränkt, und dann werden wir ihm allerhand Aufmerksamkeit erweisen, ihm Freude bereiten und, menschlich gesprochen, ihm das harte Los erträglicher machen. Diese Aufmerksamkeiten sind vermehrte Opfer und Abtötungen, vermehrte Anbacht und Liebe bei allen unseren Werken der Gottes- und Nächstenliebe, vermehrter Eifer, daß die Sünde mehr und mehr schwinde, daß Gott immermehr von den Menschen anerkannt und verehrt werde.

Obe.

Die hl. Paula, ein Vorbild für Gebildete

30. Januar.

Zu jeder Zeit hat es Klassenunterschiede unter den Menschen gegeben: Gebildete und Ungebildete, Reiche und Arme, Herren und Diener. Ein hin- und herverbranntes Unterfängen . . . , wenn eine Masse von Sozialreformern mit der klingenden Phrase: „Gleichheit, Brüderlichkeit!“ diese Unterschiede aus der Welt schaffen will.

Auch im 4. Jahrhundert n. Chr. bestanden in Rom hohe Ablesgeschlechter, die in Stand und Bildung weit abhingen gegen das gewöhnliche Volk. In solch vornehmen Kreisen haben wir die Eltern unserer hl. Paula zu suchen, die im Jahre 347 das Licht der Welt erblickte. Ihre Mutter war eine edle Römerin, die die berühmten Scipionen und Gracchen zu ihren Ahnen zählte. Der Vater der hl. Paula konnte sich rühmen, ein Nachkomme des Königs Agamemnon zu sein. Also abliges, königliches Blut rollte in Paulas Adern. Ihre Eltern ließen dem Kinde eine sorgfältige, gute Erziehung zuteil werden und eine feine griechische Bildung, wie sie damals bei Töchtern edler und reicher Familien üblich war. Nicht bloß auf äußere formvollendete Umgangsformen, auf elegante Kleidung und taktvolles Benehmen, wie der Salon es erforderte, waren die gewissenhaften Eltern bedacht, sondern auf die innere Bildung des Geistes und Herzens war ihre Haupt Sorge gerichtet. Paula hatte auch ein recht gelehriges, verständnisvolles Herz, das alle Unterweisungen und guten Ratschläge der Erzieher wie fruchtbare Samenkörner in sich aufnahm. Daß unter der Sonne göttlicher Gnaden eine herrliche goldene Saat entsprossen, das zeigt der ganze folgende Lebenslauf.

Dem Wunsche ihrer Eltern und eigener Neigung folgend, heiratete sie einen vornehmen und frommen Jüngling namens Torquatus. Ihr Eheleben war sehr glücklich. Unter Gebet und stiller Arbeit flossen die Tage dahin. Süßeste Mutterfreuden und reinste Gattenliebe ließen alle Opfer leicht vergessen.

Indes schon nach 15 Jahren wurde in dieses Eheglück eine gewaltige Bresche gerissen durch den Tod ihres Gemahls im Jahre 380. Durch die heiligen Liebesbände des Ehe sakramentes und durch starke natürliche Zuneigung war Paula sehr an ihren Gemahl gefesselt, sie war mit ihm gleichsam nur ein Herz und eine Seele. Deshalb flossen nun auch die Tränen wie ein Strom über ihre Wangen; höchste Trauer, tiefstes Weh erfüllte im ersten Ansturm ihr Herz; fast meinte sie vor Schmerz vergehen zu müssen. Doch das tränende Auge der Witwe blickte bald glaubensstark nach oben zum weisen Lenker der Menschengeschichte und den bebenden Lippen entströmten gottgegeben die Worte: „Herr, dein Wille geschehe.“

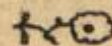
Sie zog sich auf einige Zeit in die hl. Einsamkeit zurück, entäußerte sich allen weiblichen Schmuckes und Geschnitztes und entsagte allem Gemüths der Weichlichkeit aus Liebe zu ihrem nunmehr erlorenen Bräutigam, Jesus Christus. Einen großen Teil ihres Vermögens verteilte sie opferwillig unter die Armen, dürftigen Kranken ließ sie auf ihre Kosten eine gute Verpflegung zuteil werden; mittellosen Töten verschaffte sie passende Leichengewänder und geziemende Beerdigung. Nicht bloß mit dem kalten Goldstück übte die hl. Paula die Caritas; nein, ihre eigene Person stellte sie in deren Dienst: Sie selbst ging zur Stätte der Armut, suchte alte Verlassene, Schwache und Gebrechliche in ihren Häusern auf und mit dem Glanze des schimmernden Goldstückes vereinigte sich noch der hellere Glanz eines freundlichen Antlitzes, die warme Liebe eines hilfsbereiten mitleidenden Herzens. Wo Paula's Fuß hintrat, da blühte auch in der ärmsten Hütte Hoffnung, Glück und Freude wieder auf. Da ihre Freigebigkeit recht groß war, glaubten einmal ihre Verwandte, Paula aufmerksam machen zu müssen, sie möchte doch etwas sparsamer sein und ihrer Familie gedenken. Doch von Paula's Lippen kam die ehrende Antwort: „Seid unbesorgt; meinen Kindern lasse ich den gesegneten Teil und noch einen überreichen Schatz zurück: Die Erbschaft der Barmherzigkeit Gottes.“

Die vielen Besuche infolge ihrer hohen Stellung und die Lobeserhebungen in anbetrachter ihrer großen Freigebigkeit wurden der hl. Paula sehr störend; sie sehnte sich mehr nach Einsamkeit. Als deshalb der hl. Hieronymus, der während seines 33jährigen Aufenthaltes in Rom ihr geistlicher Führer war, sich wieder nach Palästina begeben hatte, schiffte auch Paula sich ein nach dem Orient; ihre Tochter Eustochium und einige Dienerinnen begleiteten sie. Sie erlor sich Bethlehem als bleibenden Aufenthaltsort, um an der Geburtsstätte des Heilandes ihre Tage zu vollenden. Einen großen Teil der Zeit widmete sie hier dem Studium und der Betrachtung der hl. Schriften, die sie unter Anleitung ihres gelehrten und hl. Freundes Hieronymus las. Die schönsten Stellen und Sprüche vertraute sie ihrem Gedächtnisse an und diese lernige Wahrheiten waren in den täglichen Mühen und Arbeiten ihr Trost und ihre Kraft. Sie unterzog sich sogar noch der Mühe, im vorgerückten Alter Hebräisch zu lernen, um die Psalmen in ihrer Ursprache beten und singen zu können. Für Gottes Ehre war ihr nichts zu viel.

Nach einem mühevollen hl. Leben kam dann ihr letzter Tag, es war der 26. Januar 401. Im Beisein des hl. Hieronymus, des Bischofs von Jerusalem und vieler Priester entschloß sie sich als eine Heilige in den Armen ihrer Tochter Eustochium. Ihre Begräbnisstätte fand sie in der Kirche über der Geburtsstätte des Herrn.

„Zug zum Adel des Geistes
Auch den Adel des Gemütes!
Reichtum, Reichtum, Stellung dein
Nag zum Quers des Heils dir sein!“

P. St. B.



Weggeleit zum Glücke

Von P. M. Sch. O. F. M.

Erstes Gebot Gottes

Das zweite Gesicht und Aberglaube. II.
In zwei Fällen wird sich leicht der Aberglaube im Gebiete der „Vorgeschichten“ oder des zweiten Gesichtes bemerklich machen: 1. Wenn man bei allen Erzählungen dieser Art zu leicht eine wirkliche Vorgeschichte annimmt, also wenn mit zu großer Leichtgläubigkeit angenommen wird, daß es tatsächlich ein „zweites Gesicht“ gibt, und 2. wenn man sofort ohne hinreichenden Grund mit übernatürlichen Ursachen das zweite Gesicht zu erklären sucht.

Die Tatsache des zweiten Gesichtes, das soll heißen, daß es tatsächlich ein „zweites Gesicht“ gibt, läßt sich nicht leugnen. Sicher ist allerdings, daß der sog. Zufall gerade hier eine große Rolle spielt: Wenn irgendwo ein „Totenvogel“ sich hören läßt, dann ist ganz sicher, daß in der Umgebung in einigen Tagen oder in einigen Monaten oder in einigen Jahren auch einmal einer stirbt. Ähnlich wird es ja in manchen Fällen auch mit den Vorgeschichten sein. Zu bedauern ist derjenige, der so abergläubisch ist, daß er solche Anzeichen auf sich bezieht und auf hiesige Weise sich selbst einbildet, er müsse bald sterben. In manchen Fällen wird dieser Aberglaube seinen früheren Tod herbeiführen: einerseits vielleicht als Strafe Gottes, andererseits, weil die Furcht vor dem Tode lähmend auf seine Nerven und auf die Tätigkeit seines Verzens wirkt.

Die „Vorgeschichten“ beziehen sich fast nur auf Sterbefälle, Leichenzüge und Feuersbrünste. Sterben und Feuersbrünste sind aber Ereignisse, welche in jeder Familie, in jedem Hause über kurz oder lang vorkommen müssen. Da nun in der Vorgeschichte keine Zeit angegeben wird, so ist es kein großes Kunststück, zu prophezeien, daß zu irgend einer Zeit ein Leichenzug dahergeht, oder ein Haus dort brennt. In einem von den untersuchten Fällen war nach 25 Jahren der Brand noch nicht eingetreten; in einem anderen Falle brannte das halbe Dorf erst nach einem halben Jahrhundert ab. Gewiß sind auch die Fälle nicht selten, wo gar kein Eintreffen stattfindet. Doch davon spricht dann niemand. Daß die Leiche gerade an diesem oder jenem Orte liegt, ist ebenfalls nicht schwer zu bestimmen, wenn kaum ein anderer Platz dafür in Frage kommt.

Indessen sind doch manche Fälle so gut beglaubigt und schildern solche Einzelheiten, daß man die Tatsache des zweiten Gesichtes nicht leugnen kann, z. B. wenn ein Brett, das sogar wider Willen des Hausherrn zum Sarge verwandelt wird, ganz in der eigenartigen Weise an einer bestimmten Stelle aufliegt, genau so, wie es in der Vorgeschichte vernommen ward, oder wenn ein Schluchzen an derselben Stelle und von demselben Fenster aus gehört wurde, wo bald darauf der Sohn dieselben Laute des Schmerzes vernahmen läßt, als er den Tod seiner Mutter erfährt.

Die Erklärung des zweiten Gesichtes! Da, die ist eine so schwierige, daß gelehrte, zuverlässige und fromme Forscher einsachsin sagen: „Ich weiß nicht, wie es zu erklären ist.“ Aber damit ist noch kein Recht gegeben, es aus übernatürlichen Gründen erklären zu wollen.

Selbstverständlich kann Gott der menschlichen Seele ein Bild über zukünftige Ereignisse vorführen. Aber mit den Wundern geht Gott der Herr sparsam um, wenigstens wirkt er dieselben nur in den dringendsten Fällen und aus den weisesten Gründen. Nun ist aber das Vorgesicht in manchen Gegenden etwas so Gewöhnliches, Gemeines und Triviales, daß man unmöglich ein göttliches Wunder darin erkennen kann.

In manchen Fällen könnte man allerdings geneigt sein, an die Mitwirkung der Schutzengel zu denken. Dem gläubigen Christen fällt es ja nicht schwer, zu denken und zu glauben, daß der hl. Schutzengel in kritischen Lebenslagen die Vermittlung übernimmt zwischen innig befreundeten Familienmitgliedern, die aus weiter Entfernung mit großer Sehnsucht nach einander verlangen. Aber beim Vorgesicht ist es schon viel schwieriger, an Engel zu denken. Man kann oft gar keinen vernünftigen Grund für das Vorgesicht finden. Zur Vorsicht kann es nicht mahnen, da das Vorhergesehene unvermeidlich ist. Oft befallt es solche, welche das Unglück gar nichts angeht. Wie von ungefähr, wie eine Naturmacht kommt es über diejenigen, die besondere Anlagen dafür haben.

Geister, die dem Menschen nicht gut gestunt sind, könnten schon eher sich einmischen, und wäre es auch bloß deswegen, um die Menschen zu necken, zu plagen und zu belästigen, oder auch um ihre Phantasie und ihren Glauben immer mehr vom Rechten wegzulenken. Doch ist der Charakter solcher ernster Vorkommnisse wenigstens ein derartiger, daß auch gar nichts auf teuflischen Einfluß hinweist.

Wie ist denn nun das zweite Gesicht zu erklären? — Unsere Seele ist ein eigenartiges Wesen, oder besser gesagt, befindet sich hier auf Erden in eigenartigen Verhältnissen: Sie ist ein Geist mit allen geistigen Fähigkeiten, aber jetzt braucht sie zu ihrer Tätigkeit die Organe des Körpers, insbesondere die Nerven. Bei dem einen Menschen sind die Nerven wie dicke Seile, die nur schwerfällig in Bewegung kommen, bei dem andern wie dünne Goldfäden, die überhaupt nicht zur Ruhe zu bringen sind.

Wie es zwischen Leben und Tod ein Übergangsstadium geben kann, wo die Seele noch schwach mit dem Körper verbunden ist, und doch ein wenig hinüberschaut ins Jenseits, so kann es vielleicht auch Menschen geben, bei denen die Seele ständig oder doch öfter in einem solchen Zustande sich befindet. Allerdings wird ein solcher Zustand wohl immer ein krankhafter sein; denn in einem vollständig gesunden Körper mit gesunden Nerven, da wohnt die Seele wie in einem sicheren ruhigen Häuschen, aus dem sie nicht den Kopf hinausstreckt ins Gebiet des Unendlichen hinein. Damit hängt auch der Satz zusammen: „Gente und Berrücktheit grenzen oft dicht aneinander.“

Denkbar ist, daß die menschliche Seele beim zweiten Gesicht blickartig den Schleier des Zukünftigen zerreißt, um sofort wieder zurückzutauschen unter das gewöhnliche Bewußtsein, indem der Schleier traumhaft wieder zusammenschlägt. In der Regel wird das nur geschehen, wenn die Seele einseitig gemüht ist, ganz besonders erregbar und empfänglich geworden ist für bestimmte Objekte deren Vorstellung sie gern umflattert.

Unergründlich ist unsere Seele in der Tiefe ihres geistigen Wesens. Sie ist ein Abglanz des Göttlichen, Geist vom Geiste; denn Gott der Herr erschuf den Menschen „nach seinem Bilde“. — Jenseits des Endlichen liegt das Unendliche. Da hören sofort die Begriffe „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ auf; denn die gibt es nur im Zeitlichen. Im Unendlichen ist die Vergangenheit zugleich Gegenwart, und das Zukünftige ist zugleich gegenwärtig; alles ist eins. Wenn also die Seele einen Augenblick über die Grenze des Zeitlichen hinaustritt, so muß sie das, was wir zukünftig nennen, schauen können wie etwas Gegenwärtiges. Und das wäre das „zweite Gesicht“.

Ein Morgenstrahl aus jener Nacht,
Ein Miß, der trübt und zündet:
Das ist des Geistes Völkermacht,
Der sich in Taten kundtut. (Erb.)

Abendgebet

Von Dr. Wilhelm Weber.

Du lieber Gott im Himmelsstern
Laß dir mein Flehen gefallen
Und hör' den niedern Erdensohn
Recht lindlich zu dir sollen.

Die Welt ist arg, die Zeit ist schwer,
Und mancher tappt und irret;
Im Lebenslabrynth umher,
Das Dunkel ihn umwirret.

Und manchem zwinden Herz und Sinn
Weil er die Welt erkoren;
Und mancher sinkt verzweifelt hin
Und hat sich selbst verloren.

Denn deine Rechte mich nicht hält,
Wie werd' ich aufrecht stehen
Und durch die Irre, wirre Welt
Zum wahren Ziele gehen?

O leuchte mir, du ew'ges Licht
Durch deinen heil'gen Namen!
Du lieber Gott, verlaß mich nicht,
Verlaß mich nimmer; Amen!

Und die Treue — sie ist doch kein leerer Wahn

Wir sahen eines Abends wieder beisammen, der siebzigjährige Alte und ich. Nach heulender Weisheit aus dem Schatze seiner Erfahrungen. Schließlich kamen wir — ich weiß nicht wie — auf die Frauen zu sprechen. Ich spottete über die Weibertreue.

„Derr, spotten Sie nicht. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen.“

„Acht Jahre war ich mit meiner seligen Martha verlobt und konnte sie doch nicht heimführen. Da war zuerst der Militärdienst und dann die große Armut. Es ist etwas Entsetzliches, wenn zwei so junge Menschen sich lieben und heiraten wollen und doch nicht können und immer wieder aufs neue warten und harren müssen. Ich hielt es schließlich nicht aus und ging hinüber nach Amerika, um hier mein Glück zu versuchen und meiner Martha endlich doch das Rest zu bauen.“

Ich hatte keine Furcht, daß Martha mich vergessen würde. Zwar hatte der junge Entsetzliche seine Augen auf das Mädchen geworfen, aber sie war brav und ihre Liebe zu mir trenn wie Gold. Das wußte ich, Derr!

Glücklich kam ich über die See und war in einem fremden Lande, mitten unter fremden Leuten. Es kam mir hart an die erste Zeit, aber ich hatte starke Knochen und fühlte die Kraft in mir, „etwas vor mich zu bringen“. Und ich tat's. Derr, ich tat's! Der leberne Geldbeutel, den ich auf der Hosentasche trug, wurde schwerer und schwerer von hartem Golde. Ich hatte mir das Gold förmlich am Rande abgedarbt und hatte eine große Freude daran. Noch ein Jahr so weiter geschäft und die Summe war bejammern, dann ließ ich meine Martha und ihre alte Mutter herüberkommen und dann — doch das läßt sich nicht beschreiben. Das Glück, das eine solche Hoffnung gibt, muß man empfunden haben! Nun, das Sage ging dahin!

Ich arbeitete in einer großen Dampfsägerei und hatte dem Geizer am Dampfessel zu helfen. Meiner Martha hatte ich einen Brief geschrieben und wollte am Freitag zur Bank hin, um die Geldanweisung

zu lösen und beizulegen. „Das Rest ist gelöst“, stand in dem Briefe, „komm her!“ — Aber, Derr, was wissen wir am Morgen vom Abend? Nichts! Froh trat ich an die Türe des Beizraumes. — Kon, dem, was nun folgte, erinnere ich mich noch eines jähren Blüses, eines furchtbaren Knalles, gefolgt von einem markdurchbohrenden Aufschrei und daß ich wie Spreu von einem gewaltigen Druße zurückgeworfen wurde. Ich wußte, der Dampfessel war geplatzt!

Dann war alles Nacht, ich war bemüßlos. Als ich zur Besinnung kam, fühlte ich Schmerzen und es war noch immer — Nacht um mich her. Meine eigene kalte feuchte Hand lag in einer warmen, weichen, sanft umschloß.

Ich versuchte mich zu erheben. Es ging nicht. „Wo bin ich?“ fragte ich und war selbst erstaunt über den schwachen heiseren Klang meiner Stimme. „Wer ist hier?“

„Ich bin es, der Arzt“, sagte jemand. „Beruhigen Sie sich, mein Freund!“

„Ist es Nacht?“ fragte ich.
„Es ist Nacht!“ war die Antwort.
„Warum zünden Sie kein Licht an?“
Keine Erwiderung.

„Was ist mit mir geschehen?“
„Erinnern Sie sich nicht?“
„Ich weiß nicht — ja, ein groß' Geöse und —“
„Eine Explosion. — Sie wurden verwundet, andere getötet.“ — Da erstarrte mir das Blut in den Adern.

„Doktor“, fragte ich schauernd, „ist es Nacht?“
„Nacht, mein Freund!“ kam nach einem kurzen Zögern die Antwort. „Beruhigen Sie sich!“
Da wußte ich, daß ich blind war.

Ich stöhnte laut auf und schrie: „Nacht, Nacht, auf ewig Nacht!“

„Seien Sie stark, mein Freund!“ ermahnte der Arzt. „Es ist wenig Hoffnung, kaum Hoffnung, aber tragen Sie Ihr Geschick wie ein Mann!“
Ich ertrug — ob wie ein Mann? Was heißt das überhaupt?

Wir sind alle schwach und die am stärksten scheinen, sind mitunter am schwächsten! Ich war blind!

Wissen Sie, was das heißt? Mit dem Lichte meiner Augen waren alle meine Hoffnungen ausgelöscht. Mein Geld, meine Ersparnisse hatte mir, als mich das Unglück traf, ein Glender geraubt. Ich war also ein Bettler, ein armer, elender, blinder Bettler. Der Tod wäre mir lieber gewesen, aber er kam nicht. Ich genas und kam langsam wieder zu Kräften.

So sah ich eines Tages am Fenster des Hospitals und fühlte, wie die Sonne hell hereinstrahlte. Da sagte ich einen Entschluß, Martha, meine Frau, sollte nicht erfahren, wie es mit mir stand.

„Derr Doktor“, sagte ich am Abend, als er bei mir vorbrach, „ich habe eine Bitte!“

„Was ist es, mein Freund?“
„Schreiben Sie mir einen Brief!“

„An wen?“
Und da sagte ich ihm alles, wie es zwischen mir und meiner Martha stand und daß ich nicht wollte, daß ihr Lebensglück durch mich armen Krüppel zerstört werde.

„Was soll ich ihr schreiben?“
„Schreiben Sie ihr, Derr Doktor, daß ich tot bin!“ — Sie wird sich grämen, ich weiß, aber — schreiben Sie ihr, daß ich mit ihrem Namen auf den Lippen gestorben bin. Das wird sie trösten. Sie ist noch jung — sie findet noch einen braven Mann.“

„Und glauben Sie, daß Martha Ihnen jetzt die Treue brechen würde, wenn sie wüßte, wie es mit Ihnen steht?“

„Nein, Derr Doktor, das eben ist es! Ich lenne sie nur zu gut. Sie würde sich mir opfern und dieses Opfer kann ich nicht annehmen. Nicht wahr, Sie schreiben den Brief?“

„Gewiß“, sagte er, „aber da fällt mir ein — es ist hier eine Wärterin, die Sie mehrere Tage gepflegt hat. Eine Frau hat mehr Verständnis, mehr Barmherzigkeit in solchen Sachen.“

„Eine Frau, die mich gepflegt hat? Warum sprach sie denn nie mit mir? Ich weiß nicht.“

„Doch, doch, sie ist von schweigsamer Natur, hat Sie aber vorzüglich gepflegt und besitzt ein weiches, mitleidendes Herz!“

„Sie sei dafür geeignet! Bringen Sie sie mir, ich bitte darum.“

Ein leises Rauschen von Frauen-Gewändern erwiderte mich aus meinen so schmerzlichen Betrachtungen. „Hier ist die Wärterin, die Ihnen den Brief schreiben will“, sagte der Arzt.

„Ich danke Ihnen“, sagte ich.

„Was soll ich schreiben?“ fragte die Wärterin leise, fast flüsternd.

„Schreiben Sie ihr, daß ich tot bin, daß ich sie geliebt habe bis zum letzten Atemzuge und daß es mein letzter Wunsch war, sie glücklich zu sehen!“

„Und Sie glauben, daß, wenn ich das schreibe, sie glücklich sein wird? Und Sie glauben an ihre Liebe?“

Es lag ein Vorwurf in ihrer leisen Stimme. „Du und zu Hause“ antwortete ich, „da gibst du ein Sprichwort, das heißt: Ein totes Uebel ist besser, als ein lebendiges! Die Erinnerung an den toten Bernhard, der sie treu geliebt, wird weniger, als ich lasse, als dies Leben mit dem blinden Bettler. Ich kann wenig sehr tun, aber erlösen kann ich sie von dem Uebel. Schreiben Sie, ich bitte darum.“

Ich hörte hastig die Feder über das Papier hin- und herfahren.

„Ich habe geschrieben!“ sagte die Wärterin nach einer Weile. „Soll ich vorlesen?“

„Ich bitte sehr!“

Und sie las:

„O du Unglückliche! Dein Bernhard ist tot, was soll dir das Leben noch länger? Lebte er noch, so dürftest du hoffen, selbst als blinden Krüppel ihn noch lieben und pflegen, sein lichtloses, armes Dasein erhellten und durchwärmen, für ihn arbeiten, für ihn sorgen zu können und in diesem Beistand dein Glück zu finden. Ach, du wirst es nicht finden! Er ist dahingegangen! Darum wäre es gut, wenn du sterben könntest. Du Unglückliche.“

„Weiß!“ schrie ich auf, „was schreibst du da? Und diese Stimme? — Woher hast du diese Stimme?“

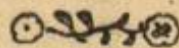
„Da fühlte ich zwei kleine Hände, die sich um meinen

Haar legten und eine tränennasse Wange drückte sich an die meinige und flüsterte:

„Ich bin's — Martha — deine Martha, die gekommen ist zu dir, um mit dir zu leben, mit dir glücklich zu sein! — Der Doktor sand deinen Brief, schloß ein paar Zeilen an mich bei und beförderte ihn durch die Post. Ich hatte soeben meine Mutter begraben, verkaufte unser Häuschen und unser Hab und Gut und reiste sofort ab. Der Arzt gestattete mir nicht, mich früher zu erkennen zu geben — du warst ja so schwach. Er fürchtete, die ungewöhnliche Aufregung würde dich töten oder dir wenigstens das Augenlicht sicher auf immer rauben! — Nein, Bernhard, ich glaube es nicht, du wirst kein blinder Krüppel sein — wenn es der Arzt auch anfänglich glaubte und demgemäß an mich schrieb — du trugst die Binde nur noch kurze Zeit und dann — dann wirst du sehen! Mein Gebet kann nicht unerhört bleiben. Aber wenn du auch blind bleibst, für alle Zeit, Bernhard, dennoch liebe ich nicht von dir!“

Ich blieb nicht blind, wenn mein Augenlicht auch geschwächt ist. Was weiter mit mir vorgegangen, kann ich nicht beschreiben. Aber Sie wissen, ich habe den Himmel genossen auf Erden. Es gibt doch noch treue Weiber, noch treue Frauenjeden!“

Ich schwieg. Des Dichters Worte fielen mir ein: „Und die Treue — sie ist doch kein leerer Wahne!“



Die stille Mühle

(Fortsetzung)

Eine Hochlandsgeschichte von Felix Rador.

(Nachdr. verb.)

Allmers lachte — aber diese Nachricht gab ihm doch einen Stoß. Sie zertrümmerte einen schönen Traum, den er einst in seiner Brust getragen hatte. „Vorbei!“ sagte er, „vorbei!“

Ich habe da eine schwere Enttäuschung erlebt, aber eine heilsame Lehre erhalten. . . . Leiden schafft — schafft Leiden! — Nur aus reiner Liebe kann ein reines Glück entstehen!

Vorsichtig, als ob er etwas Giftiges berührte, fasste er den zweiten Brief an und öffnete ihn. Er erhielt nur ein leeres Blatt — und einen Ring — den Verlobungsring, den er seiner Braut einst in heißer, leidenschaftlicher Wallung an den Finger gesteckt hatte.

Er ließ ihn zu Boden fallen, stieß ihn mit dem Fuße in die Ecke. . . . Möchte er da liegen im Staube — er wollte sich nicht mit dem Reife beschmutzen, den ihre Hand getragen hatte.

Nein — noch mehr! Er wollte ihn überhaupt nicht mehr sehen. . . . Er sagte ihm mit den Fingerspitzen, trug ihn zum Fenster und warf ihn in weitem Bogen hinaus. . . .

„So!“ sagte er und deckte die Brust, „nun bin ich frei! . . . Nun liegt dieser dunkle Schatten meines Lebens hinter mir und es winkt mir neues Glück, ein Leben in Arbeit, Reinheit und Kraft! . . . Als ein Genesender, geläutert und gekräftigt, betrete ich die goldene Straße des Lebens.“

Am anderen Morgen zog er von dannen. . . .

Der Müller schaute ihm durchs Fenster nach. „Der kommt net wieder, Grell!“ sagte er, „und verschaffen Deinem Weib ich nach ihm, weil's gar so a lieber Mensch ist.“

„Warum sollte er denn nicht wieder kommen?“ fragte Grell erschrocken.

„Weil er's net mitansehen kann, wie man uns hier abschachtet, weil sein weiches Gemüt dabei blutet.“

„Aber er hat doch versprochen, wiederzukommen, Vater!“

„Freilich. Aber in der Stadt drinnen, da wird er schon einen Grund finden zum Wegbleiben — und dann kommt statt seiner a kleines Briesel: B'heit's Euch Gott! — aber sehn tuft ihn nimmer.“

„Das glaub' ich nicht, Vater. Ihr seht zu schwarz.“

„No ja, wirst ja sehn, wer recht hat, ich — oder du? . . . Schau, da grüßt er noch a mal g'rud . . . B'heits Good! . . .“

In dem schlauchartigen Hinterzimmer eines Hauses am Marktor, in dem am hellen Tage die elektrischen Lampen brannten, saßen sich die Freunde gegenüber.

„It's endlich so weit, daß ich wieder abreißen kann?“ fragte Allmers und fuhr sich mit der fahlen Hand über die heiße Stirne.

„Schön langsam — und Zeit lassen!“ erwiderte Doktor Huber II und strich seinen schwarzen, fingerbreiten Schnurrbart. „Was zum Kuckuck ist denn in dich gefahren, Frits, daß du schon wieder fort willst? Unser liebes Mäuschen ist doch eine schöne Stadt! . . .“

„Laß mich aus mit der Schöheit, Frits! Ich werd' da herinnen noch verrückt. Diese Dipe, dieser Staub, dieser Lärm in den Straßen. Das Rauseln der Straßenbahnen, das Hasten und Jaggen, das Gewimmel auf dem Bahnhofplatz, diese Hunderte von Autos und Wagen — ach, all dieser Trubel geht mir auf die Nerven summt mir im Kopf wie tausend Hummeln!“

„Aber, mein Lieber, das ist doch früher alles schon so gewesen, ohne daß es dich störte.“

„Ja, früher! — Du mußt eben bedenken, daß ich inzwischen ein anderer geworden bin.“

„Das scheint mir allerdings so. Deine fränkische Vorliebe für die Berge.“

„Frankhaft? . . . Nein, vernünftig ist das!“

„Ach wie schön ist's in den Bergen! Welche erhabene Ruhe, welche Stille! — Da stört dich nicht der Lärm der Welt, da peitschen nicht tausend lästliche Geräusche deine Nerven, nein — da gehörst du ganz dir selbst, da wohnt der Friede! . . . Ich wollte, du könntest das selbst erleben.“

„Das wirst du bald erfahren, wenn erst meine Beruf an die Stadt und an die dumpfe Kanzlei fesselt. Vielleicht später einmal, wenn ich soviel zusammengeharkt habe, daß ich mir eine Villa in Garmisch leisten kann. Jetzt heißt's — schuften, schuften! . . . Aber sag' mal; was willst du in deinen Bergen beginnen? . . .“

„Keine, schöne Arbeit tun.“

„Was denn? . . .“

„Das wirst du bald erfahren, wenn erst meine Pläne reif sind. Für jetzt brauche ich Geld. Fünf Tage warte ich nun schon — und noch immer ist die Sache nicht erledigt.“

„So einfach ist das nicht, Max. Von einer Bank ist die zweite Hypothek gar nicht — oder mir schwer zu bekommen. Ich habe deshalb nach einem kapitalkräftigen Privatmanne gesucht.“

„Dast du ihn gefunden?“

„Ich glaube. Aber er muß erst die Summe aus seinen Unternehmungen ziehen und das braucht Zeit. Zwei Monate wird es sicherlich dauern.“

„So lange? . . . Himmel, mach dem Mann Frits, Frits, bearbeite ihn . . . nur beschaffe mir rasch das nötige Geld.“

„Ich tu' mein Möglichstes, Max, und nachdem ich nun deine Vollmacht in Händen habe, wird die Geschichte schon in Fluß kommen. Man könnte ja dem Geldmann den Mund wässern machen.“

„Wieso?“

„Indem man durchschimmern läßt, daß man ihm später das brillant-rentierende Haus zum Kaufe überläßt.“

„Du's, Frits, tu's!“

„Es ist eine gewagte Sache, Max. Hinterher nimmt einen der Mann schließlich beim Wort.“

„Was liegt daran! Dann verkaufen wir eben.“

„So leicht gibst du die Heimat auf?“

„Heimat?“ sagte Max. „Nein — das war mir diese feinerne Kaserne mit den Mietzellen niemals. Eher ein Gefängnis. Mein Vater, der diesen Mietpalast in die Stadt hineinstellte, holte sich während der Bauzeit den Tod, meine Mutter starb aus Gram, ich, der ich das unvollendete Werk meines Vaters zu Ende führte, brach über all den Sorgen und der Last der Arbeit zusammen, ward ein todfranker Mann.“

„Und dieses Haus, das uns nur Not bereitet hat, sollte ich lieben? . . . Nein, Frits, fast hasse ich es! Und darum sag ich dir noch einmal: schlag es los, je bald, je lieber.“

„Zeit lassen, Max! . . . Als dein Sachverwalter muß ich auf deinen Vorteil sehen. Wenn eine günstigere Geschäftslage eintritt und die Immobilien-Werte steigen, dann schlagen wir los — eher aber nicht.“

„Na — wenn du meinst! — Also das Geld bekomm' ich in zwei Monaten?“

„Längstens.“

„Dann ist's gut. Dann kann ich also heute abend abreißen.“

„Langsam, Freund!“

„Warum denn? . . . Meine übrigen Geschäfte habe ich bereits erledigt, nichts hält mich mehr zurück; meine Nerven fangen in diesem Gewühl und Getöse der Großstadt an, wieder unruhig zu werden, mein Kopf brennt und brummt — es ist also, wenn ich nicht einen Rückfall oder einen Nervenschmerz erleiden soll, höchste Zeit für mich, die Ruhe und Einsamkeit wieder aufzusuchen.“

„Zuvor müssen wir noch eine wichtige Sache erledigen.“

„Was denn?“

„Die Auseinandersetzung mit deiner früheren Braut.“

„Aber ich bitt' dich Frits! — Das ist erledigt und abgetan.“

„Nicht doch, Freund! . . . In deinen Familienpapieren ist ein Verzeichnis über einen wertvollen Schmuck, der in deiner Familie erblich ist — sag mir: wo ist er?“

„Den habe ich doch meiner — Braut geschenkt.“

„Und die soll ihn behalten?“

„Natürlich, denn Geschenke nimmt man nicht zurück.“

„Damit bin ich nicht einverstanden. Centa Dormair könnte das freilich paffen — mir aber nicht. Diese Familienerbstücke müssen herausgegeben werden.“

„Aber Frits — du willst doch nicht etwa deswegen einen Prozeß beginnen wollen.“

„Allerdings will ich das — und ich bin fest davon überzeugt, daß ich ihn gewinnen werde. Denn dieser Schmuck, der übrigens einen Wert von 15—20 000 Mark repräsentiert, ist laut Testament des Vaters unveräußerlich und vererbt sich von dem Vater auf den Sohn, der ihn selbst wiederum nicht verschenken, sondern nur seiner Gattin überlassen kann, damit sie ihn bei festlichen Gelegenheiten trage. Da nun Centa Dormair niemals deine Frau wird, so hat sie auch kein Anrecht auf die Kleinodien, die übrigens jede anständige Dame sofort nach der Aufhebung der Verlobung ohne weiteres zurückgegeben hätte. Daß es Fräulein Centa nicht getan hat, beweist mir, welch schmutzigen Charakter sie hat. Ich werde ihr also mal gründlich auf den Zahn fühlen.“

„Aber bedenkt: sie ist eine Dame!“

„Und was für welche! . . . Eine, welche ihre Bräutigame wechselt, wie die Handschuhe, wenn sie zu weit geworden sind. . . . Dast du ihr während eurer Brautzeit noch andere Geschenke gemacht?“

„Gewiß, aber damit sollst du sie nicht belästigen.“

„Nun, wie du willst. Der Familienschatz aber muß gerettet werden. Gleich fahre ich in Centas Wohnung und versuche es erst in Güte.“

(Fortsetzung folgt.)